
Kapitel 1

Wasser für ein Dorf

Manche Lebenswege beginnen nicht mit einem grossen Plan. Sie beginnen mit einer einfachen Frage: *Warum muss das so sein?*

Warum müssen Menschen leiden, wenn es auch anders gehen könnte? Warum bleiben manche Herausforderungen über Generationen bestehen, obwohl sie lösbar wären? Und warum werden die Schwächsten einer Gesellschaft so oft ihrem Schicksal überlassen?

Diese Fragen begleiten Dr. Chika Uzor seit seiner Jugend. Sie führten ihn schliesslich auf einen Weg, der ihn weit über die Grenzen seiner Heimat hinausführen sollte – und der doch immer wieder dorthin zurückkehrte.

Geboren und aufgewachsen ist Chika Uzor in **Amokwe**, einer ländlichen Gemeinde im Verwaltungsbezirk Udi im nigerianischen Bundesstaat Enugu. Die Gemeinschaft war geprägt von einem starken Zusammenhalt, aber auch von den Herausforderungen des Alltags. Wie in vielen Dörfern Nigerias bestimmten fehlende Infrastruktur, begrenzte Bildungschancen und unzureichende Gesundheitsversorgung das Leben der Menschen.

Schon früh lernte er, dass Entwicklung nicht mit grossen politischen Reden beginnt, sondern mit den Bedürfnissen der Menschen. Und eines dieser Bedürfnisse war Wasser. Für viele Familien bedeutete die tägliche Wasserversorgung stundenlange Fussmärsche. Besonders ältere Menschen, die allein lebten, und Kinder litten unter dieser Situation. Während Gleichaltrige bereits auf dem Weg zur Schule waren, mussten viele Kinder zunächst Wasser holen – oft über weite Strecken und unter grosser körperlicher Anstrengung. Für ältere Menschen wurde diese Aufgabe mit zunehmendem Alter nahezu unlösbar. Wasser war kein selbstverständliches Gut. Es war vielerorts ein kostbares Gut, das den Alltag bestimmte und über Gesundheit, Bildung und Lebensqualität entschied.

Diese Erfahrung liess Chika Uzor nicht los.

Noch bevor das Chibugwu Institute entstand, engagierte er sich deshalb für die Wiederbelebung des grossen Wasserversorgungsprojekts von Amokwe. Ziel war es, der Bevölkerung einen verlässlichen Zugang zu sauberem Wasser zu ermöglichen und insbesondere jene Menschen zu entlasten, die am stärksten unter der Situation litten.

Ein sichtbares Zeichen dieses Engagements ist bis heute der rund 400'000 Gallonen fassende Braithwaite-Wassertank, der in Amokwe errichtet wurde und die Dörfer in

Amokwe über viele Jahre mit Wasser versorgen sollte. Er steht nur wenige hundert Meter von dem Gelände entfernt, auf dem später das Chibugwu Institute entstehen würde. Für seinen Beitrag zur Reaktivierung dieses Projekts verlieh ihm seine Heimatgemeinde im Jahr 1995 den traditionellen Ehrentitel **Nwadiioha**.

Obwohl ihn diese Auszeichnung tief berührte, verstand er sie nie als persönlichen Erfolg. Für ihn war sie vielmehr Ausdruck einer gemeinsamen Anstrengung vieler Menschen, die an dieselbe Idee glaubten. Auch mit anderen Titeln ging er stets zurückhaltend um. Viele Menschen nennen ihn bis heute «Father Uzor», weil er der erste katholische Priester aus Amokwe war. Doch wer ihn kennt, weiss, dass Titel für ihn nie im Mittelpunkt standen. Sie bedeuten ihm weit weniger als die Aufgabe, die dahintersteht. Verantwortung war für ihn nie eine Frage des Ansehens. Sie war immer eine Frage des Handelns.

Damals ahnte noch niemand, dass das Wasserprojekt nur der Anfang einer viel grösseren Geschichte war. Denn während sich die Lebensbedingungen vieler Menschen in Amokwe langsam verbesserten, trug Chika Uzor bereits eine andere Erfahrung mit sich, die ihn weit tiefer geprägt hatte als jede öffentliche Anerkennung.

Es war die Geschichte seines jüngeren Bruders.

Eine Geschichte von Krankheit und Hoffnung. Von der Hilfsbereitschaft völlig fremder Menschen. Und von einer Dankbarkeit, aus der Jahre später eine Vision entstehen sollte, die das Leben unzähliger Kinder und Jugendlicher verändern würde.

Kapitel 2

Der Junge, der wieder gehen lernte

Es gibt Ereignisse im Leben eines Menschen, die weit über den Augenblick hinausreichen. Sie prägen nicht nur Erinnerungen, sondern verändern den Blick auf die Welt. Für Dr. Chika Uzor war ein solches Ereignis die Geschichte seines jüngeren Bruders.

Anfang der 1960er-Jahre erkrankte dieser als kleines Kind an Poliomyelitis, besser bekannt als Kinderlähmung. Die Krankheit hinterliess schwere Lähmungen und nahm ihm nahezu vollständig die Beweglichkeit seiner Beine. Während andere Kinder spielten, liefen und zur Schule gingen, verbrachte er seine Kindheit damit, sich auf Händen und Knien fortzubewegen. Für die Familie war dies eine schmerzliche Erfahrung. Nicht nur die körperliche Beeinträchtigung belastete sie, sondern auch die Erkenntnis, wie wenig Unterstützung Familien mit einem behinderten Kind damals erhielten. Medizinische Versorgung war kaum zugänglich, spezialisierte Einrichtungen gab es praktisch nicht, und über Inklusion sprach niemand. Behinderung wurde häufig als persönliches Schicksal betrachtet, das man hinnehmen musste.

Für den jungen Chika schien diese Zeit endlos zu dauern. Er erinnert sich an seinen Bruder, der sich jahrelang auf allen vieren durch den Alltag bewegte. Als Kind verstand er vieles noch nicht. Aber er spürte, dass etwas nicht stimmte – nicht nur mit der Krankheit selbst, sondern auch mit der Art, wie Menschen auf seinen Bruder reagierten.

Der entscheidende Wendepunkt kam im Jahr 1974.

Chikas Vater begegnete damals eher zufällig einem amerikanischen Arzt, **Dr. Gauntlet**, der im Auftrag der Heilsarmee im Raum Oji River tätig war. Es war eine Begegnung, wie sie jeden Tag hätte stattfinden können – und die doch das Leben einer ganzen Familie verändern sollte. Niemand konnte ahnen, welche Folgen dieses zufällige Zusammentreffen haben würde.

Dr. Gauntlet erklärte sich bereit, den Jungen zu behandeln. Nach einer Operation erhielt er Orthesen und Gehstützen. Zum ersten Mal seit vielen Jahren konnte er wieder aufrecht stehen und sich gehend fortbewegen. Für Aussenstehende mag dies wie ein medizinischer Erfolg erscheinen.

Für die Familie Uzor war es weit mehr.

Es war die Rückgabe von Würde.

Es war ein Wunder! – Auch hier trifft der Spruch zu: Nomen est omen. Der Ort, an dem sich Chikas Vater und Dr. Gauntlet begegnet waren, hiess in der Tat: «Wonderful Market»!

Zum ersten Mal konnte der Chikas Bruder seiner Umwelt auf Augenhöhe begegnen. Er musste nicht mehr über den Boden kriechen. Er konnte Menschen im Stehen ansehen. Er konnte sich frei bewegen. Er konnte wieder ein Stück jener Selbstverständlichkeit zurückgewinnen, die andere Kinder nie verloren hatten.

Die Orthesen waren aus heutiger Sicht einfach konstruiert. Zwei Metallschienen, verbunden durch einen Ring auf Höhe der Oberschenkel, gaben den Beinen Halt. Sie waren schwer, unbequem und verursachten schmerzhaft Wunden an den Beinen. Doch all das spielte für den Jungen kaum eine Rolle. Der Schmerz war nichts im Vergleich zur Freude, wieder gehen zu können. Diese Bilder haben sich tief in das Gedächtnis seines älteren Bruders eingebrannt.

Viele Jahre später sollte Dr. Chika Uzor sagen, dass er damals zum ersten Mal verstand, was Würde wirklich bedeutet.

Nicht Mitleid schenkt Würde.

Nicht Almosen.

Nicht gute Worte.

Sondern die Möglichkeit, das eigene Leben wieder selbst in die Hand zu nehmen.

Der Weg seines Bruders endete jedoch nicht mit dieser Operation.

Im Gegenteil. Er schloss erfolgreich die Sekundarschule ab und trat anschliessend eine Stelle im Ministerium für Handel und Industrie des Bundesstaates Enugu an. Für viele wäre dies bereits eine aussergewöhnliche Erfolgsgeschichte gewesen.

Doch das Leben hielt noch eine weitere Überraschung bereit.

Als Chika Uzor Jahre später zum Studium nach Österreich ging, fragten ihn Freunde, womit sie ihm eine besondere Freude bereiten könnten. Er dachte nicht an sich selbst. Er dachte an seinen Bruder. Sein Wunsch war bescheiden. Er hoffte, ihm eine Ausbildung zum Orthopädietechniker in Tansania ermöglichen zu können – in jenem Beruf also, der anderen Menschen dieselbe Hilfe schenken konnte, die sein Bruder selbst erfahren hatte.

Seine Freunde, die sich dann in einen «Soidaritätskreis Wörgl» in Tirol zusammenschlossen, unter der liebevollen und engagierten Leitung von Frau Monika Amort, finanzierten die Reise. Doch nach der Ankunft kam die Enttäuschung. Die Ausbildungsstätte lehnte seine Aufnahme ab. Ausgerechnet wegen seiner eigenen körperlichen Behinderung hielt man ihn für ungeeignet. Es war ein bitterer Rückschlag.

Aber wieder griffen Menschen ein, die der Familie nichts schuldeten.

Frau Amort und ihrem «Soidaritätskreis» wollten sich mit dieser Entscheidung nicht abfinden. Sie suchten nach einer neuen Möglichkeit und entschieden schliesslich, ihm ein Studium in den Vereinigten Staaten von Amerika zu finanzieren. Was zunächst wie das Ende eines Traums aussah, wurde zum Beginn einer aussergewöhnlichen akademischen Laufbahn. Sein Bruder studierte Public Health Administration und schloss seine Ausbildung schliesslich mit einer Promotion ab.

Für Dr. Chika Uzor war dies weit mehr als eine persönliche Erfolgsgeschichte.

Sie wurde zum lebendigen Beweis dafür, dass körperliche Einschränkungen niemals über die Fähigkeiten eines Menschen entscheiden. Entscheidend sind die Chancen, die ihm eine Gesellschaft eröffnet. Wenn Menschen Unterstützung erhalten, wenn Barrieren beseitigt werden und wenn jemand an ihr Potenzial glaubt, können sie Fähigkeiten entfalten, die zuvor niemand für möglich gehalten hätte.

Diese Erkenntnis wurde zum Fundament seines späteren Lebenswerks. Nicht die Krankheit seines Bruders hatte dessen Zukunft begrenzt. Es waren die Hindernisse, die Menschen errichteten.

Und ebenso waren es Menschen gewesen, die diese Hindernisse wieder beseitigten. Aus der Grosszügigkeit völlig Fremder war neues Leben entstanden. Aus ihrer Solidarität erwuchs Hoffnung. Und aus dieser Hoffnung begann langsam eine Verantwortung zu wachsen.

Eine Verantwortung, die Jahre später zur Geburtsstunde einer Vision werden sollte, die heute den Namen **Chibugwu Institute** trägt.

Vielen Dank. Dieses Kapitel ist für mich eigentlich das Herzstück des ganzen Buches. Hier wird aus einer persönlichen Geschichte eine gesellschaftliche Vision. Ich werde deshalb den Stil noch etwas dichter und reifer gestalten.

Kapitel 3

Als Dankbarkeit zur Verantwortung wurde

Nicht jede Erfahrung verändert ein Leben.

Manche berühren uns tief, begleiten uns über Jahre und verblassen langsam wieder. Andere hingegen lassen uns nicht mehr los. Sie werden zu einem inneren Kompass, an dem wir unsere Entscheidungen ausrichten.

Für Chika Uzor war die Geschichte seines Bruders eine solche Erfahrung.

Je älter er wurde, desto deutlicher erkannte er, dass das eigentliche Wunder nicht allein in der gelungenen Operation lag. Das Entscheidende war vielmehr, dass Menschen gehandelt hatten, die seiner Familie nichts schuldeten.

Ein amerikanischer Arzt hatte seine Zeit und sein Können eingesetzt, um einem fremden Jungen zu helfen. Jahre später ermöglichten Freunde in Österreich dessen weitere Ausbildung. Wieder waren es Menschen, die keinerlei Verpflichtung hatten. Sie handelten aus Mitmenschlichkeit.

Diese Erfahrung liess ihn nie mehr los.

Sie erfüllte ihn mit einer tiefen Dankbarkeit. Und zugleich stellte sie ihm eine Frage, die ihn über Jahre begleiten sollte:

Wenn andere meinem Bruder eine Zukunft geschenkt haben – welche Verantwortung erwächst daraus für mich?

Während seines Studiums und seiner späteren Tätigkeit in Europa begegnete Chika Uzor einer Gesellschaft, in der Menschen mit Behinderungen selbstverständlich am öffentlichen Leben teilnahmen. Er sah Kinder mit körperlichen Einschränkungen gemeinsam mit anderen Kindern zur Schule gehen. Er begegnete Studierenden, Wissenschaftlern, Künstlern und Politikerinnen und Politikern, deren Behinderung niemanden daran hinderte, ihre Fähigkeiten einzubringen.

Natürlich war auch diese Gesellschaft nicht frei von Vorurteilen.

Aber sie hatte begonnen, Barrieren abzubauen. Sie investierte in Zugänglichkeit statt in Ausgrenzung. Sie förderte Potenziale statt Defizite.

Je häufiger er nach Nigeria zurückkehrte, desto schmerzlicher wurde der Kontrast. Immer wieder begegnete er jungen Menschen mit körperlichen Behinderungen, die an Strassenkreuzungen oder auf Märkten um Almosen baten. Viele von ihnen verbrachten ihre Tage in sengender Hitze zwischen Autos und Lastwagen, den Abgasen des Verkehrs ausgesetzt und abhängig vom Mitleid vorbeigehender Menschen.

Besonders erschütterte ihn, dass viele glaubten, sie müssten ihre körperliche Beeinträchtigung möglichst sichtbar zeigen, um überhaupt Mitgefühl und Unterstützung zu erhalten.

Nicht ihre Fähigkeiten standen im Mittelpunkt. Sondern ihre Verletzlichkeit. Dieses Bild widersprach allem, was er durch seinen Bruder gelernt hatte.

Er wusste aus eigener Erfahrung, dass in jedem dieser jungen Menschen weit mehr steckte, als die Gesellschaft wahrnahm.

Er dachte an seinen Bruder.

Hätte damals niemand eingegriffen, wäre auch dessen Leben vermutlich einen völlig anderen Verlauf genommen. Vielleicht hätte auch er eines Tages am Strassenrand gesessen und um Hilfe gebeten.

Nicht weil ihm Begabung fehlte. Sondern weil ihm Chancen gefehlt hätten.

Diese Erkenntnis führte ihn zu einer Überzeugung, die später zum Leitgedanken seiner gesamten Arbeit werden sollte:

Nicht die körperliche Beeinträchtigung behindert einen Menschen. Behindernd sind die Barrieren, die die Gesellschaft errichtet – durch Ausgrenzung, Vorurteile und fehlende Möglichkeiten.

Dieser Satz entstand nicht in einem Seminarraum. Er entstand aus dem Leben. Er wurde geboren aus den Erfahrungen einer Familie, die beides kennengelernt hatte: Ausgrenzung und Solidarität. Für Chika Uzor war Behinderung deshalb nie in erster Linie ein medizinisches Problem.

Sie war eine Frage der Menschenwürde.

Eine Gesellschaft zeigt ihre wahre Stärke nicht daran, wie sie mit den Erfolgreichen umgeht. Sie zeigt ihre Stärke daran, wie sie jene behandelt, die auf Unterstützung angewiesen sind. Je länger ihn diese Gedanken beschäftigten, desto klarer wurde ihm, dass Mitleid allein nichts verändert.

Mitleid kann den Augenblick erleichtern. Es kann ein Bedürfnis stillen. Es kann ein schlechtes Gewissen beruhigen. Aber es verändert keine Lebensgeschichte.

Was Menschen brauchen, sind Möglichkeiten.

Bildung.

Vertrauen.

Förderung.

Und Menschen, die an sie glauben.

Immer wieder erinnerte er sich an Persönlichkeiten, denen er begegnet war oder von denen er gelesen hatte. Künstlerinnen und Künstler, die ohne Arme mit ihren Füßen oder dem Mund beeindruckende Gemälde schufen. Menschen, deren körperliche Einschränkungen ihre Kreativität nicht begrenzten, sondern neue Ausdrucksformen hervorbrachten.

Besonders beeindruckte ihn der deutsche Politiker Wolfgang Schäuble, der nach einem Attentat dauerhaft auf den Rollstuhl angewiesen war und dennoch über Jahrzehnte zu den einflussreichsten Persönlichkeiten der deutschen Politik gehörte. Für Chika Uzor war er ein Beispiel dafür, dass Führungsverantwortung nicht von körperlicher Unversehrtheit abhängt, sondern von Charakter, Kompetenz und Ausdauer.

All diese Begegnungen bestätigten ihn in seiner Überzeugung. Nicht Behinderung begrenzt den Menschen. Begrenzt wird der Mensch dort, wo ihm Bildung verweigert, wo ihm der Zugang zu Arbeit versperrt und wo ihm die Teilhabe am gesellschaftlichen Leben abgesprochen wird.

Langsam begann sich eine Idee zu formen. Sie war zunächst nicht mehr als ein Gedanke. Was wäre, wenn es einen Ort gäbe, an dem Kinder und Jugendliche mit körperlichen Behinderungen gemeinsam mit anderen lernen könnten?

Einen Ort, an dem niemand auf seine Einschränkung reduziert würde.

Einen Ort, an dem nicht Mitleid, sondern Fähigkeiten den Blick auf den Menschen bestimmten.

Einen Ort, an dem junge Menschen nicht für ein Leben als Bittsteller vorbereitet würden, sondern für ein Leben in Selbstständigkeit und Verantwortung.

Dieser Gedanke begleitete ihn über Jahre. Er wuchs still. Fast unbemerkt. Doch irgendwann wurde aus einer Idee eine Entscheidung.

Im Jahr 2000 war für Chika Uzor der Zeitpunkt gekommen, an dem aus Dankbarkeit Verantwortung werden musste.

Nicht irgendwann.

Sondern jetzt.

Aus dieser Entscheidung entstand zunächst der **Verein Amokwe Nigeria (Schweiz) (VAN)**. Ein Jahr später folgte in Nigeria die **Chibugwu Amokwe Nigeria Foundation (CANF)**. Gemeinsam sollten beide Organisationen die Grundlage für ein Projekt schaffen, das weit über den Bau einer Schule hinausging.

Es sollte ein Ort entstehen, an dem junge Menschen lernten, dass ihre Zukunft nicht von ihrer körperlichen Verfassung bestimmt wird, sondern von den Chancen, die sie erhalten, und von dem Vertrauen, das man in sie setzt. Der Name dieses Ortes lautete:

Chibugwu – Gott ist Würde.

Ein Name, der Hoffnung verheisst. Und eine Vision, die bis heute Menschen bewegt.

Kapitel 4

Eine Vision nimmt Gestalt an

Visionen entstehen selten über Nacht. Sie wachsen langsam. Oft beginnen sie mit einer einfachen Frage, auf die es zunächst keine Antwort gibt. Man trägt sie über Jahre mit sich, prüft sie immer wieder an der Wirklichkeit und fragt sich, ob sie jemals mehr sein werden als ein schöner Gedanke.

Auch die Idee des Chibugwu Institute entstand nicht an einem einzigen Tag. Sie reifte über viele Jahre.

Je häufiger Chika Uzor nach Nigeria zurückkehrte, desto deutlicher erkannte er, dass Mitleid allein keine Zukunft schafft. Er sah unzählige junge Menschen mit körperlichen Behinderungen, deren Leben bereits entschieden schien, noch bevor sie überhaupt Gelegenheit hatten, ihre Fähigkeiten zu entdecken. Viele hatten nie eine Schule besucht. Andere mussten ihre Ausbildung abbrechen, weil ihre Familien weder die Mittel noch den Mut aufbrachten, in ihre Zukunft zu investieren. Immer wieder hörte er denselben unausgesprochenen Satz: **«Es lohnt sich nicht.»**

Es lohnt sich nicht, Geld für ein Kind auszugeben, das niemals richtig arbeiten könne. Es lohnt sich nicht, einem Jugendlichen eine Ausbildung zu ermöglichen, dessen Zukunft bereits verloren sei.

Diese Haltung schmerzte ihn mehr als die eigentliche Behinderung. Denn sie beraubte junge Menschen ihrer Hoffnung, lange bevor sie überhaupt Gelegenheit hatten, ihre Begabungen zu entfalten. Er wusste, dass sein eigener Bruder ein ganz anderes Schicksal erlebt hätte, wenn seine Eltern damals ebenso gedacht hätten.

Nicht die Operation allein hatte dessen Leben verändert. Entscheidend waren Menschen gewesen, die an ihn geglaubt hatten. Menschen, die in ihm nicht den behinderten Jungen sahen, sondern den Menschen mit seinen Möglichkeiten. Genau diese Erfahrung wollte Chika Uzor weitergeben.

Nicht als Wohltätigkeit. Sondern als Verpflichtung.

Im Jahr 2000 fasste diese Überzeugung schliesslich konkrete Gestalt.

Gemeinsam mit engagierten Freundinnen und Freunden aus der Schweiz und Österreich gründete er den **Verein Amokwe Nigeria (Schweiz)**, kurz **VAN**. Der Verein entstand nicht mit grossen finanziellen Mitteln und auch nicht mit spektakulären Plänen. Seine eigentliche Stärke lag in einer gemeinsamen Überzeugung: Dass nachhaltige Entwicklung dort beginnt, wo Menschen Verantwortung füreinander übernehmen. Von Anfang an verstand sich VAN deshalb nicht als klassische Hilfsorganisation. Das Ziel war nie, Abhängigkeiten zu schaffen. Vielmehr sollte Hilfe zur Selbsthilfe ermöglicht werden. Menschen sollten befähigt werden, ihr eigenes Leben selbst in die Hand zu nehmen.

Ein Jahr später, im Jahr 2001, folgte in Nigeria die Gründung der **Chibugwu Amokwe Nigeria Foundation (CANF)**. Während VAN die internationale Partnerschaft, die strategische Begleitung und die Mittelbeschaffung übernahm, sollte CANF die Verantwortung vor Ort tragen. Die Stiftung wurde zur rechtlichen Trägerin des Projekts in Nigeria und entwickelte sich zu seinem organisatorischen Rückgrat.

Für Chika Uzor war diese Doppelstruktur von Anfang an entscheidend. Nachhaltige Entwicklungsarbeit kann nicht von Europa aus gesteuert werden. Sie muss dort verwurzelt sein, wo die Menschen leben. Deshalb war CANF nie bloss eine lokale Vertretung. Die Stiftung wurde Partner auf Augenhöhe. Sie kennt die Menschen, ihre Kultur, ihre Bedürfnisse und ihre Hoffnungen. Nur gemeinsam konnten beide Organisationen die Vision verwirklichen.

Dennoch blieb eine entscheidende Frage offen. *Wie sollte diese Vision konkret aussehen?*

Eine Schule? Ein Ausbildungszentrum? Ein Heim? Ein Rehabilitationszentrum?

Die Antworten entwickelten sich nicht am Schreibtisch. Sie entstanden im Gespräch mit Familien, Lehrpersonen, und jungen Menschen selbst.

Nach und nach kristallisierte sich heraus, dass Bildung der Schlüssel sein musste. Nicht irgendeine Bildung. Sondern eine Bildung, die junge Menschen befähigt, wirtschaftlich unabhängig zu werden.

Die erste Idee war deshalb bewusst bescheiden. Das Projekt sollte mit einem Berufsbildungszentrum beginnen. Nicht, weil allgemeine Bildung unwichtig gewesen wäre. Sondern weil eine praktische Berufsausbildung jungen Menschen unmittelbar neue Perspektiven eröffnen konnte. Ein afrikanisches Sprichwort begleitete diese Überlegung:

„Gib einem hungrigen Menschen einen Fisch, und er wird einen Tag satt. Lehre ihn zu fischen, und er wird sich ein Leben lang selbst ernähren können.“

Dieses Sprichwort wurde zu einem Leitgedanken des entstehenden Projekts. Es ging nie darum, Almosen zu verteilen. Es ging darum, Fähigkeiten zu fördern. Selbstvertrauen aufzubauen. Und Menschen in die Lage zu versetzen, ihr eigenes Leben zu gestalten.

Besonders vorausschauend war die Entscheidung, bereits zu Beginn auf **Computerbildung** zu setzen.

Zu einer Zeit, als digitale Kompetenzen in vielen ländlichen Regionen Nigerias noch kaum eine Rolle spielten, war Chika Uzor überzeugt, dass genau darin ein Schlüssel zur Zukunft lag. Computerkenntnisse würden den Jugendlichen den Zugang zu einer neuen Welt eröffnen. Sie sollten nicht nur mit Werkzeugen arbeiten lernen. Sie sollten lernen, sich in einer zunehmend digitalen Gesellschaft zu behaupten. Rückblickend erwies sich diese Entscheidung als wegweisend. In den ersten Jahren konnten rund 300 Schulabgängerinnen und Schulabgänger aus Amokwe und der Umgebung in Computerausbildung geschult werden. Viele von ihnen fanden später Beschäftigung oder nutzten ihre Kenntnisse als Grundlage für die eigene Geschäfte.

Die Vision begann langsam, Gestalt anzunehmen.

Noch ahnte niemand, dass aus diesem kleinen Berufsbildungsprojekt eines Tages eine anerkannte inklusive Sekundarschule entstehen würde. Doch das Leben hatte bereits begonnen, neue Fragen zu stellen. Fragen, auf die das ursprüngliche Konzept keine Antwort mehr geben konnte.

Und wieder waren es nicht Pläne oder Strategiepapiere, die den nächsten Schritt bestimmten. Es waren Menschen. Kinder. Familien.

Und insbesondere drei Brüder, deren Geschichte das Projekt für immer verändern sollte.

Kapitel 5

Eine Schule verändert Leben

Als das Chibugwu-Projekt im Jahr 2008 seine ersten konkreten Schritte machte, war zunächst nicht daran gedacht, eine weiterführende Schule zu errichten. Die Vision war bescheidener. Junge Menschen mit körperlichen Behinderungen sollten einen Beruf erlernen, der ihnen ein selbstständiges Leben ermöglichen würde. Sie sollten Fähigkeiten erwerben, die ihnen den Weg in die Arbeitswelt öffneten und sie unabhängig machten von Almosen und Mitleid. Es war ein guter Anfang.

Doch schon bald zeigte sich, dass die Wirklichkeit andere Fragen stellte.

Unter den ersten Jugendlichen, die im Internat aufgenommen wurden, befanden sich drei Brüder aus einer Familie, deren Schicksal beispielhaft für viele andere stand. Alle drei litten an derselben körperlichen Beeinträchtigung, die ihre Beweglichkeit stark einschränkte. Die Krankheit hatte jeden von ihnen in einem anderen Lebensabschnitt getroffen, doch die Folgen waren ähnlich. Die Familie lebte unter schwierigsten Bedingungen. Der Vater war erblindet. Die Mutter trug nahezu allein die Verantwortung für die Familie. Eine Schwester half, wo sie konnte. Doch die Last war kaum zu

bewältigen. Der älteste der Brüder hatte die Primarschule erfolgreich abgeschlossen. Wie jeder andere Jugendliche träumte auch er davon, eine weiterführende Schule zu besuchen. Doch dieser Wunsch schien unerreichbar.

Auf Initiative seines langjährigen Projektkoordinators Innocent Nwankwo, der das Projekt seit seinen Anfängen mit aussergewöhnlichem Engagement begleitet, und mit Unterstützung des damaligen traditionellen Herrschers Igwe G. C. Onyia, fand sich schliesslich eine private Sekundarschule, die bereit war, den Jugendlichen aufzunehmen. Allerdings nur als Tagesschüler. Es schien ein kleiner Durchbruch zu sein. Doch die Hoffnung währte nicht lange.

Schon nach kurzer Zeit zog der Schulträger seine Zusage zurück. Der Grund war ebenso einfach wie erschütternd. Eltern anderer Schülerinnen und Schüler hatten angekündigt, ihre Kinder von der Schule zu nehmen, falls der junge Rollstuhlfahrer weiterhin dort unterrichtet würde.

Nicht seine Leistungen waren das Problem.

Nicht sein Verhalten.

Nicht seine Persönlichkeit.

Seine Anwesenheit genügte.

Als Chika Uzor davon erfuhr, traf ihn diese Nachricht tief. Nicht nur, weil ein junger Mensch erneut von Bildung ausgeschlossen wurde. Sondern weil dieser Ausschluss nichts mit seiner Behinderung zu tun hatte. Er war Ausdruck gesellschaftlicher Vorurteile.

In diesem Augenblick wurde ihm mit schmerzhafter Klarheit bewusst, dass Berufsbildung allein nicht ausreichen würde. Wenn Kinder und Jugendliche bereits vom Besuch einer weiterführenden Schule ausgeschlossen wurden, konnten sie später auch keine Berufsausbildung absolvieren. Die eigentliche Barriere lag viel früher. Sie begann bereits beim Zugang zur Bildung. Damit stand das gesamte Projekt an einem Wendepunkt. Anstatt nach einer anderen Schule zu suchen, stellte Chika Uzor sich eine grundlegendere Frage:

Warum schaffen wir nicht selbst einen Ort, an dem solche Ausgrenzung unmöglich ist?

Einen Ort, an dem Kinder mit und ohne Behinderungen selbstverständlich gemeinsam lernen.

Einen Ort, an dem niemand erklären muss, warum ein Rollstuhl in ein Klassenzimmer gehört.

Einen Ort, an dem Vielfalt nicht als Belastung empfunden wird, sondern als Bereicherung.

Aus dieser Frage entstand eine Entscheidung. Das Berufsbildungszentrum sollte erweitert werden. Es sollte eine eigene Sekundarschule, eine **Comprehensive and Vocational Secondary School** entstehen.

Nicht als Sonderschule. Sondern als inklusive Schule.

Eine Schule, in der Schülerinnen und Schüler mit und ohne körperliche Behinderungen gemeinsam lernen, leben und ihre Zukunft gestalten.

Diese Entscheidung war mutig. Sie bedeutete einen erheblichen organisatorischen und finanziellen Mehraufwand. Neue Gebäude mussten geplant werden. Lehrpersonen mussten gewonnen werden. Lehrpläne entwickelt. Internatsplätze geschaffen. Werkstätten eingerichtet. Partnerschaften aufgebaut.

Doch für Chika Uzor stand fest: Wenn Inklusion gelingen soll, darf sie nicht erst im Berufsleben beginnen. Sie muss dort beginnen, wo Kinder gemeinsam aufwachsen.

Von Anfang an war deshalb klar, dass Schülerinnen und Schüler mit körperlichen Behinderungen die Schule **kostenlos** besuchen sollten. Diese Entscheidung beruhte nicht allein auf sozialer Grosszügigkeit. Sie war eine Antwort auf eine schmerzliche Realität. Immer wieder hatte Chika Uzor erlebt, dass Familien kaum bereit oder in der Lage waren, in die Ausbildung eines Kindes mit einer Behinderung zu investieren. Nicht selten hörte er den Satz:

"Warum sollen wir Geld für ein Kind ausgeben, das uns später ohnehin nicht helfen kann?"

Es waren Worte, die ihn tief erschütterten. Nicht weil Eltern ihre Kinder nicht liebten. Sondern weil Armut, Hoffnungslosigkeit und gesellschaftliche Vorurteile ihren Blick auf die Zukunft verengten. Viele Familien hatten nie erlebt, dass ein Mensch mit einer Behinderung erfolgreich studieren, arbeiten oder Verantwortung übernehmen konnte. Sie konnten sich eine andere Zukunft schlicht nicht vorstellen. Gerade deshalb musste die Schule ein Zeichen setzen.

Sie sollte zeigen, was möglich wird, wenn man jungen Menschen eine Chance gibt. Nicht ihre Einschränkungen sollten über ihren Lebensweg entscheiden. Sondern ihre Begabungen. Und diese Begabungen wurden sichtbar.

Jahr für Jahr. Schritt für Schritt.

Aus den ersten kleinen Ausbildungsgruppen entwickelte sich eine anerkannte weiterführende Schule. Als der erste Abschlussjahrgang im Jahr 2019 die staatlichen Abschlussprüfungen ablegte, bestätigte sich, woran Chika Uzor von Anfang an geglaubt hatte. Die Schülerinnen und Schüler mit körperlichen Behinderungen bestanden dieselben Prüfungen wie ihre Mitschülerinnen und Mitschüler. Nicht trotz ihrer Behinderung. Sondern weil sie endlich dieselben Chancen erhalten hatten. Einer von

ihnen erzielte sogar die Bestnote **A1** im Fach Informatik. Für die Schule war dies ein Erfolg.

Für Chika Uzor war es etwas Grösseres. Es war der Beweis, dass seine Überzeugung richtig gewesen war. Nicht die Behinderung begrenzt den Menschen. Begrenzt wird der Mensch dort, wo ihm Chancen verweigert werden.

Heute umfasst die Ausbildung am Chibugwu Institute neben der allgemeinen Schulbildung praxisorientierte Fachrichtungen wie Informatik, Elektrotechnik, Mode und Schneiderei, Lederverarbeitung sowie Hauswirtschaft.

Doch diese Werkstätten vermitteln weit mehr als berufliche Fertigkeiten. Sie vermitteln Selbstvertrauen.

Eigenverantwortung.

Und die Erfahrung, gebraucht zu werden.

Denn jeder fertiggestellte Schuh, jedes selbst entworfene Kleidungsstück, jede funktionierende elektrische Installation und jedes erfolgreich abgeschlossene Computerprojekt erzählt dieselbe Geschichte:

Ich kann etwas.

Vielleicht sind diese drei Worte das grösste Geschenk, das eine Schule einem jungen Menschen machen kann.

Chibugwu Institute ist heute mehr als eine Schule. Sie ist eine Antwort auf Ungerechtigkeit.

Das Institut braucht Partnerschaften

Eine Vision wie diese lässt sich nur gemeinsam mit engagierten Menschen und Institutionen verwirklichen.

Neben den beiden Organisationen VAN und CANF braucht das Institut eine Zusammenarbeit mit:

- der Regierung des Bundesstaates Enugu, insbesondere im Bereich der beruflichen Bildung und der Aus- und Weiterbildung junger Menschen mit besonderen körperlichen Bedürfnissen.
- Lokalen und internationalen Sportvereinen, um den Schülerinnen und Schülern Sportanlagen und Trainingsmöglichkeiten zu ermöglichen,
- nationalen und internationalen Pfadfinderorganisationen für Jungen und Mädchen. Dadurch könnten unsere Jugendlichen in ihrer Persönlichkeitsentwicklung, ihren Führungsqualitäten sowie ihrem Verantwortungsbewusstsein gegenüber der Gesellschaft gefördert werden,

- lokalen Unternehmerinnen und Unternehmern, damit die Schülerinnen und Schüler Einblicke in die Berufswelt und unternehmerisches Denken bekommen können,
- allen Menschen guten Willens in Amokwe, im Verwaltungsbezirk Udi, im Bundesstaat Enugu und in ganz Nigeria. Sie könnten beispielsweise Stipendien für die Schülerinnen und Schüler mit körperlichen Behinderungen übernehmen oder bei den Kosten für Physiotherapie und andere medizinische Behandlungen unterstützen
- der lokalen Presse, die die Vision und die Arbeit des Instituts der Öffentlichkeit bekannt machen